

Genie und Talent in biologischer Hinsicht*).

Von Richard Arwed Pfeifer, Leipzig.

Das Genieproblem ist hirnbilologisch noch wenig bearbeitet worden. Die Verkettung von Genie mit Ruhm, Irrsinn und Verbrechen hat zu einer irreleitenden Entstellung eines nur als biologische Daseinsform zu erfassenden Tatbestandes geführt. In Dingen der außerordentlichen Begabung aber klar zu sehen, ist notwendig für die Erfassung und Gestaltung eines jeden Bildungsideales.

Unter Genie versteht man eine allseitig überragende, unter Talent eine einseitig hervorragende Begabung. Der Talentierte kann immer etwas, was ein anderer nicht kann. Nicht jedes, als solches anmutende Talent ist echt, es gibt Pseudotalente. So entstehen Spitzenleistungen nach dem Übungsprinzip auch auf dem Boden einer Durchschnittsbegabung. Als natürliche Überkompensation entstehen sie ferner als Folge körperlicher oder geistiger Defekte. So erfährt der Vibrationssinn bei Taubstummen, der Fernsinn bei Blinden und selbst der Farbensinn bei partiell Farbenblinden eine entsprechende Verfeinerung. Endlich besteht die Möglichkeit einer künstlichen Hochzucht normaler Fähigkeiten durch Ehrgeiz, wie sie beim typischen Primus die Regel ist. Die Pseudotalente sind also erworbene Eigenschaften und nicht vererbbar. Im Gegensatz dazu gibt es aber essentielle, genuine Talente, Talente im eigentlichen Wortsinn. Talentum heißt das Zugewogene, das, was einem aus der Erbmasse an Begabung zugefallen ist. Insofern ist der Begriff des Talenten ein biologischer. Die Talente sind im Gehirnbau verankert. So ist z. B. die Großhirnrinde in bezug auf den Zellbau kein einheitliches Organ, sondern eine Vielheit von Organen, deren Größe nicht unbeträchtlichen Schwankungen unterworfen ist. Wegen der begrenzten Schädelkapazität entsteht die Notwendigkeit des relativen Größenausgleichs der Hirnzentren untereinander. Die Entwicklung der an einen besonderen Hirnbau geknüpften Talente wirkt sich biologisch daher nicht selten als ein raumbeengender Prozeß aus. Die echten Talente sind in hohem Grade vererbbar (Kantoren-, Pastoren-, Gelehrtenfamilien). Es gibt ganze Berufsgruppen, die einseitig hochgetriebene Talente darstellen, so die Universitätsprofessoren. Es gibt auch Verlustmutationen auf diesem Gebiete, so die

*) Selbstbericht des Vortragenden über seinen Vortrag am 8. November 1940. Vgl. Schweizer Archiv für Neurologie und Psychiatrie. Bd. XXXII, Heft 1, S. 92—94.

musikalische Idiotie, die Moral insanity (Verbrecher), bestimmte Formen der Psychopathie.

Zum Unterschiede von den einseitig Begabten, also den talentierten Menschen, sind geniale Menschen allseitig begabt. Es sei dabei auf die immer wiederkehrende vulgär-psychologische Verwechslung von Genie und Talent ausdrücklich hingewiesen. Die psychologische Abgrenzung des Geniebegriffes ist gegeben durch die Universalität (Vielseitigkeit der Assoziationen, Reichtum an Einfällen, diszipliniertes Denken). Der kluge Einfall erweist sich in der Selbstbeobachtung als ein passives Erlebnis. Goethe sagt: „Man muß von Natur so sein, daß die guten Einfälle immer wie freie Kinder Gottes vor uns dastehen und uns zurufen: Da sind wir!“ Geniale Menschen muten oft bescheiden an, sind aber stets ganz selbstbewußt. Nie sind sie ehrgeizig, nie pervers. Auffällig ist ihre wohlorganisierte Lebensführung, die in ihrer Art natürlich apart sein kann (Stellung zu Staat und Recht, zur Religion, zur Frau usw.). Kant meinte, die Genies bringen Unordnung in die Welt. Biologisch beruht das Genie auf einer Häufung von Talenten, aber ohne kompensatorische Verdrängungserscheinungen. Bemerkenswert ist noch die erhöhte Vitalität. Als Mosaik von Talenten ist das Genie nicht vererbbar. Erbbiologisch entsteht es daher am ehesten aus der Kreuzung heterogener Talente. So gilt Sachsen als das geniereichste Land deutscher Sprache. Pseudogenies gibt es nicht. Eine diesbezügliche Täuschung entsteht aus einer fehlerhaften vulgärpsychologischen Definition des Geniebegriffes, welche die Hinzunahme der Führerrolle, das öffentliche Bekanntsein, den Maßstab des Erfolges für wesentlich hält.

In gewisser Hinsicht ist der Schwachsinn das Gegenteil von Genie, und zwar besonders in bezug auf den gescheiterten Einfall. Der Schwachsinn ist ausgezeichnet durch einen Mangel an intentionalem Bezug, so z. B., wenn Hilfsschüler im Zimmer umhersuchten, weil der Lehrer gesagt hatte, das Thermometer sei gefallen, oder eine Schwachsinnigenklasse, nachdem der Lehrer erzählt hatte, „Potiphar setzte Joseph über sein ganzes Haus“, allen Ernstes der Meinung war, Joseph wäre Dachdecker geworden.

Genie und Irrsinn sind selten beisammen, Genie und Ruhm häufig, aber durchaus nicht immer, Genie und Verbrechen niemals. Der ideale Geniebegriff ist nur im Gottesbegriff realisiert (*Monas monadum*). Für die praktische Psychologie und Pädagogik gibt es nur Menschen mit genialen Zügen, die aus einer zweckmäßigen Integration von Talenten entstehen. Das typische Beispiel eines genialen Menschen ist Leonardo da Vinci. Soziologisch ungemein wichtig ist das artifizielle Genie, d. h. die künstliche Aneinanderkoppelung heterogener Talente verschiedener Menschen in einer Arbeitsgemeinschaft (Siemens und Halske, Zeiss und Abbe usw.).

Die hier vertretene biologische Auffassung von Genie und Talent ist von Lange-Eichbaum in der Weise abgelehnt worden, daß er meinte, er könne sich die Talente nicht als Verklumpung des Gehirns und das Genie nicht als Gehirnrumpfen denken. Ein Urteil läßt sich aber bereits

aus der Anschauung einer größeren Zahl von Gehirnpräparaten gewinnen.

Die Theorie kann Anwendung finden auf die differentielle Biologie der Geschlechter und auf das begabte Kind. Psychologisch ist das Weib ausgezeichnet durch eine allseitige Durchschnittsbegabung ohne Defekt und ohne Spitzenleistung, der Mann durch einseitige Begabung, häufig mit Defekt neben der Spitzenleistung. Das letztere wird verständlich aus dem erbten genuinen Talent. Biologisch zeigt das Weib einen ebenmäßigeren Gehirnbau infolge geringer Variation und stellt so einen Ausgangshirntypus dar. Die Genienähe des Weibes bedingt Vererbungsstabilität und längere Lebensdauer. Der Mann besitzt einen unregelmäßigeren Gehirnbau infolge größerer Variation und stellt in gewissem Sinne einen Abschlußhirntypus dar. Seine Talentnähe bedingt Vererbungsstabilität und kürzere Lebensdauer. Der Hirnanatom Winkler (Utrecht) stellte vergleichende Wägungen männlicher und weiblicher Gehirne an, und zwar der Hemisphären, der Lappen und der einzelnen Windungen. Er fand dabei, daß beim Weibe die zweite Stirnwindung und der Okzipitallappen größer als beim Manne, und beim Manne die vordere Zentralwindung, die dritte Stirnwindung und der Schläfenlappen schwerer seien als beim Weibe. Die linke Hemisphäre des Weibes ist im Gewicht etwa der rechten Hemisphäre des Mannes gleich. Diesem Befunde entspricht beim Weibe das scharfe Auge, die Selbstbeachtung auf Grund erhöhter Eigenempfindung, Besonderheiten des Gemütes und der Schutzreflexe (Furcht), beim Manne die Verfeinerung aller Bewegungen, insbesondere die präzise Geschicklichkeit der Hand und der Sprache.

In der Anwendung der Begriffe Genie und Talent auf das Kind sind die aus der Psychologie des Erwachsenen abgeleiteten Begriffe der einseitigen und allseitigen Begabung nicht unmittelbar übertragbar. Kinder sind keine Miniaturen der Erwachsenen, aber doch tritt das genuine Talent beim Kinde in Erscheinung. Biologisch sind die Talente Frühanlagen des menschlichen Gehirns, psychologisch weiß jeder, daß sich beizeiten krümmt, was ein Häkchen werden will (Kubin, Hans v. Volkmann und alle Wunderkinder). Die pädagogische Erfahrung lehrt, daß Jungen im allgemeinen differenzierter und daher schwerer einstellbar, schwerer erziehbar sind, daß Mädchen aber sich infolge der gleichmäßigeren Veranlagung leichter einstellbar erweisen. Auch lehrt der Umgang mit Eltern, daß der Vater der Belehrung häufig unzugänglich ist, weil er alles besser weiß und die eigentliche Spätpädagogik sich deshalb immer an die Mutter wenden muß. Sehr häufig sieht man bei Kindern Pseudotalente sich entwickeln. So kann man innerhalb der physiologischen Spielbreite in Mädchenklassen Höchstleistungen züchten. Auch alle exogenen Bildungsfaktoren spielen hier eine Rolle wie Vorbild, Milieu (Reichtum, Stand), woraus leicht die Täuschung entsteht, daß die Talente aus gebildeten Familien kommen. Daß das letztere nicht zutrifft, geht allein schon daraus hervor, daß Parfümeinkäufer, Weinkellermeister, Köche und die Sportweltmeister bis zum Preisboxer, deren biologische Talentierung ohne Zweifel ist, ihr Können doch nur in den

seltensten Fällen der Abstammung von „gebildeten“ Eltern verdanken. Es muß fehlerhaft erscheinen, den Begriff der Begabung nur auf die von der Sprache abhängige Intelligenz einzuschränken.

Innerhalb der pathologischen Spielbreite treten beim Kinde bereits bewußt oder unbewußt psychische Kompensationen eines Defektes in der Form zutage, daß das Kind heiß ersehnt, was es nicht besitzt. Beispiele dafür sind der Klumpfuß, welcher Fußball spielt, die Hinkende, welche leidenschaftlich tanzt, das Little-Kind mit dem Roller. Dem ehrgeizigen Psychopathen dient als wohlfeilstes Mittel zur Kompensation seines Defektes die von der Sprache abhängige Intelligenz. Bemerkenswert ist, daß sowohl Psychopathie als Schwachsinn sich auf Knaben und Mädchen etwa im Verhältnis 3:2 verteilen. Das genuine Genie tritt beim Kinde nicht zutage. Das ist zu begreifen aus der Armut an Assoziationen, dem Mangel an positivem Wissen (Gedächtnisbesitz), der Dürftigkeit an Erfahrungen und der mangelnden sexuellen Reife. Das Pseudogenie fehlt, wie schon gesagt, beim Erwachsenen, das Genie ist unnachahmlich und nicht imitierbar. Beim Kinde ist das Pseudogenie interessanterweise vorhanden, und zwar als Genius im Kindesalter, als psychische Begleiterscheinung der sexuellen Frühreife und als seltsame Genienähe der jugendlichen weiblichen Psyche.